

**Bunčić, Daniel; Lippert, Sandra L.; Rabus, Achim.** *Biscriptality. A sociolinguistic typology*. Heidelberg: Winter, 2016. pp. 425

Rezensiert von: **Prof. Dr. Dieter Stern** (Universiteit Gent), E-Mail: [Dieter.Stern@UGent.be](mailto:Dieter.Stern@UGent.be)

<https://doi.org/10.1515/kl-2018-0011>

Die Slavistik ist dabei, sich mit der Zweischriftigkeit oder Biskriptalität ein neues, womöglich recht ergiebiges Forschungsfeld zu erschließen. Nach dem Tagungsband *Slavic Alphabets in Contact*<sup>1</sup> ist mit dem zu besprechenden Band eine weitere, sich als theoretische Fundierung verstehende Arbeit zum Gegenstand erschienen. Entsprechend dem ehrgeizigen Ziel beschränkt sich das Werk nicht nur auf die slavische Biskriptalität (im folgenden BS), sondern strebt eine umfassende soziolinguistische Typologie und Systematik auf breitest möglicher, alle Sprachenkreise einbeziehender Materialgrundlage an. Wohl bestehen einzelne kleinere Vorarbeiten anderer Autoren, doch fehlt eine systematische Gesamtdarstellung – eine Lücke, die durch das vorliegende Werk geschlossen werden soll.

Das Buch gibt sich als Werk eines Autorenteam, ist aber im Kern die um einzelne Beiträge Anderer ergänzte Ausarbeitung der Habilitationsschrift von Daniel Bunčić. Das Gros der Kapitel stammt denn auch aus seiner Feder. Die angestrebte soziolinguistische Typologie wird aus Fallstudien destilliert, die nach allgemeinen Erscheinungsformen, wie Digraphie, Diglyphie, Diorthographie geordnet, den größten Teil des Buchs ausmachen. Eine verallgemeinernde Synthese geschieht in den knapp bemessenen abschließenden Kapiteln 5 und 6 (pp. 321–41).

Einleitend wird für den Gegenstand mit dem Hinweis geworben, dass er eine empfindliche Lücke im Gebäude soziolinguistischer Forschung schließt, indem das Paradigma von Bilinguismus und Diglossie nun endlich auch um seine schriftlichen Gegenparts des Biskriptalismus und der Digraphie ergänzt werde. Mit der Parallelisierung von Bilinguismus und Biskriptalismus steht sogleich die Frage im Raum, wie weit die Parallele am Ende trägt. Tatsächlich hat sich der größere Teil der nicht sehr umfangreichen bisherigen Forschung zum Thema darauf kapriziert, die Digraphie als schriftliches Gegenstück zu Fergusons Diglossie zu konzipieren. Hiergegen werden von Bunčić zu Recht Bedenken angemeldet. Zum einen gründe sich Fergusons Konzept der Diglossie maßgeblich auf eine soziale Prestigedichotomie von *high* vs. *low variety*, die unter den bekannten

---

<sup>1</sup> Tomelleri, Vittorio S.; Kempgen, Sebastian (Hg.). *Slavic Alphabets in Contact*. Bamberg 2015 (Bamberger Beiträge zur Linguistik; 7).

Fällen von BS nicht durchgehend zutage tritt. Zum anderen schließe Fergusons Konzept eben auch Schriftlichkeit mit ein, da die Dichotomisierung der Register im Kern auf der Differenz von Schrift- vs. Umgangssprache beruht. Es ist also ein eher ganzheitliches Konzept, so dass letztlich von einer exakten Spiegelbildlichkeit von Bilingualität/Diglossie vs. Biskriptalität/Digraphie nicht die Rede sein kann.

Der Begriff der BS lässt spontan an Situationen denken, in denen zwei oder gar mehr Alphabete zugleich in Gebrauch sind, doch ist der Geltungsbereich der BS, so wie sie in dem Band konzipiert wird, deutlich weiter gefasst und umfasst auch glyphische Varianten, wie den bekannten Unterschied zwischen Antiqua und Fraktur in Deutschland vor dem zweiten Weltkrieg oder die Opposition von traditioneller Kyrillica und der *graždanskij šrift* in der Petrinischen Epoche, sowie das gleichzeitige Nebeneinander orthographischer Systeme (Diorthographie), – man denke an die derzeitigen Bemühungen um die Restitution der Taraškevica gegen die Narkomaŭka in Weißrussland. Lediglich historische Schrift-, Glyphen- und Orthographiewechsel finden keine Berücksichtigung, wie etwa die Übergänge von der Keilschrift zur Pahlavi-Schrift und schließlich zur arabischen Schrift in Persien, wiewohl dergleichen Wechsel interessante Einsichten in die soziologischen Hintergründe und Dynamiken von Schriftgebrauch versprechen.

Vor allem durch die Einbeziehung glyphischer Unterschiede erweitert sich der Geltungsbereich der BS in einem Maße, dass sie als Normalzustand wahrgenommen werden kann. Der Monoskriptalismus sei demgegenüber entgegen dominanten Vorstellungen ein kultureller Ausnahmezustand. Mit der Botschaft vom allgemeinen BS schließt sich das Werk gängigen Bekenntnissen zur kulturellen Diversität an, der alles Einförmige und Monolithische verdächtig erscheint. Im konkreten Falle kann auf die verbreitete Auffassung verwiesen werden, dass Bi- oder Multilinguismus der natürliche Zustand des Menschen sei, während der heute verbreitete Monolinguisismus durch das „artificial concept“ (p. 15) des Nationalismus gewissermaßen gegen die Natur erzwungen sei. Entsprechend wird der Monolinguisismus, und mit ihm der Monoskriptalismus, mit dem Diktum „Monolingualism is curable“ (p. 15) pathologisiert, ohne dass sich der Autor dessen bewusst wird, dass auch die Befreiung vom unnatürlichen Zwang durch therapeutischen Gegenzwang am Ende Menschenwerk und damit im hohen Maße künstlich ist. Überhaupt stellt sich die Frage, ob eine Unterscheidung in künstlich und natürlich bei Erscheinungen soziokultureller Ordnung überhaupt sinnvoll ist. Was ist am Nationalismus als Produkt kollektiver kultureller Sinnfindung am Ende künstlicher als am derzeitigen Gegenentwurf der bunten Gesellschaft? Liegt es denn nicht im Wesen kultureller Erscheinungen, eben nicht natürlich zu sein? Überdies kann auch bezweifelt werden, ob Bilinguismus vor dem nationalen Zeit-

alter tatsächlich so allgemein war, wie die Idee vom „heilbaren“, durch den Nationalismus induzierten Monolinguisimus impliziert. Dabei scheint ohnehin einiges durcheinander zu geraten. Der staatlich geförderte Monolinguisimus ist tatsächlich ein vorher in dieser Form nicht gekanntes Novum, doch daraus kann man wohl kaum ableiten, dass der „heilbare“, und damit implizit individuelle Monolinguisimus zuvor wie jener inexistent war. Vielmehr ist es doch so, dass die Schaffung des sprachlich definierten Nationalstaats kaum möglich gewesen wäre ohne einen weitgehenden, gleichwohl dialektal differenzierten Monolinguisimus vieler europäischer Gesellschaften ihrer Zeit und der sie konstituierenden Individuen. Vielleicht ist es doch an der Zeit, sich wieder die Ursprünge des Nationalstaats als soziales Projekt bewusst zu machen, das eben jener einsprachigen breiten Masse soziale Teilhabe gewährleisten sollte, die nicht zu den Privilegierten gehörten, die Zugang zum sozialen Kapital der Mehrsprachigkeit hatten, indem sie sich etwa durch Hauslehrer in den *polite languages of Europe* unterweisen ließen oder diese auf einer langjährigen *grand tour* selbst erwarben.<sup>2</sup>

In dem Bemühen, die Gleichwertigkeit von Biskriptalität gegenüber dem Bilinguismus unter Beweis zu stellen, wird auch die Frage des Primats der gesprochenen über die geschriebene Sprache angeschnitten (pp. 18 f.). Was aus einer historischen Entwicklungsperspektive kaum einem ernsthaften Zweifel unterliegen kann, stellt sich aus der verengten Gegenwartsperspektive des aktiven täglichen mündlichen wie schriftlichen Sprachgebrauchs schon weit weniger selbstverständlich dar. Zwar gilt der historische Nachweis, dass keine Schriften ohne Sprache, durchaus aber viele Sprachen ohne Schrift bestehen, doch in der gelebten Sprachpraxis moderner, zunehmend schriftbasierter Gesellschaften wird der schriftliche Ausdruck mehr und mehr zum Referenzpunkt mündlicher Äußerung, wie es sich an der Erscheinung der *spelling pronunciation* am offenkundigsten zeigt, sich am systematischsten jedoch in der allgemeinen Verdrängung vernakularer Redeweisen durch den letztlich schriftbasierten Standard als Sprechsprache erweist. Trägt man schließlich auch noch der Laienperspektive der Spachnutzer selbst bei der Beurteilung des Primats Rechnung – wofür es gute Gründe gibt –, dann zeigt sich, dass linguistische Laien dazu neigen, Schriften als konstitutive Merkmale von Sprachen zu betrachten. Hier stellt sich die Frage des Primats erst gar nicht mehr.

Als Ausgangspunkt für eine eigene Arbeitsdefinition bedient sich das Werk der Formel Dales, die BS als „the use of two (or more) writing systems to represent

---

<sup>2</sup> Kennedy, Máire. „Foreign Language Books, 1700–1800.“ In: Gillespie, Raymond; Hadfield, Andrew (Hg.): *The Oxford History of the Irish Book*, vol. III. Oxford: OUP, 2006, pp. 368–382; hier: p. 368.

varieties of a single language“ bestimmt (p. 40 und schließlich p. 54). Wendet man den latent dekonstruktivistischen Zugang zum Verhältnis von Sprache und Schrift konsequent an, so wie er zuvor diskutiert und letztlich begrüßt wurde, so gerät man leicht in eine Zwickmühle. Wenn Sprache und Schrift nicht dichotomisch nebeneinander stehen, sondern entsprechend den Vorstellungen der (meisten) Laiensprecher eine konstitutive und unauflösliche Einheit bilden, so wird man BS nicht mehr als Schriftgebrauch mit Bezug auf Sprache definieren können, da dies die ursprüngliche Unabhängigkeit von Schrift und Sprache voraussetzt. Wenn der Gebrauch einer bestimmten Schrift konstitutiv für die Sprache wird, so kann es schlichtweg keine BS geben. Die doppelte Glottonymie von Hindi vs. Urdu, die in erster Linie auf dem sichtbaren Unterschied zwischen arabischer Schrift und Nāgarī beruht, führt das grundlegende Problem unmittelbar vor Augen. Die Idee, dass Hindi und Urdu irgendwie doch am Ende dieselbe Sprache seien, gilt dem postmodernen Dekonstrukteur als linguistische Fiktion. Er wird dabei mit einer gewissen Berechtigung, – denn Sprache ist letztlich immer auch ein soziales Konstrukt ihrer Sprecher – auf die Innenperspektive der Sprachnutzer verweisen, für die gilt, das Hindi nicht Urdu ist. Ohne die Fiktion einer von der Schrift unabhängigen autonomen Sprache funktioniert aber die vorgeschlagene BS-Definition nicht so recht. Der p. 52 vorgeschlagene Ausweg, die Konstitutivität der Schrift für Sprache auf die untergeordnete Ebene der Varietäten auszulagern (etwa als Kyrillica-Serbisch vs. Latinica-Serbisch), scheint auf den ersten Blick eine Lösung zu versprechen, doch bleibt das Problem bestehen, da die Varietäten unter der Vorgabe, dass Schriften Sprachsysteme mitkonstituieren, nun ihrerseits sich als Sprachen verselbständigen können. Eine Lösung des Dilemmas ergibt sich erst, wo man auf den Gebrauch des Wortes ‚Sprache‘ in der Definition von BS verzichtet. Dies könnte etwa wie folgt aussehen: „BS ist der Gebrauch zweier Schriftsysteme bei sonst gleichbleibenden sprachlichen Subsystemen.“

Die von Bunčić auf Basis von Dale formulierte Definition setzt, so wie auch unsere bescheidene Reformulierung, Gleichheit (im Idealfall Identität) des sprachlichen Materials jenseits der Schrift voraus, die nicht wenige Fallstudien eben gar nicht erfüllen. So erfährt der Leser gegen Ende der Fallstudie zu Xiangnan (4.1.5.), dass nach geltender Beleglage Texte in der Männerschrift *hanzi* durchweg in Mandarin-Chinesisch, in der Frauenschrift *nu-shu* aber nur in Dialekt verfasst wurden. Bunčić spekuliert, ob nicht doch möglicherweise auch Dialekt in *hanzi* geschrieben wurde und schließt: „If, however, the language of the Women’s Script was really never written in any other script, than obviously there is no bscriptality at all.“ (p. 92). Hier müsste man sich schon auf das verminten Gelände der Unterscheidung von Sprache und Dialekt, resp. Varietät begeben, um das Fallbeispiel doch noch innerhalb des BS-Paradigmas behan-

deln zu können. Wiewohl die Definition hier keinen Spielraum lässt, wirkt ein Ausschluß des interessanten Fallbeispiels intuitiv unbefriedigend, und es mag wohl diese Intuition gewesen sein, die Bunčić dazu bewegte, den Fall doch in sein Werk aufzunehmen, da es schließlich doch um den Gebrauch zweier Schriften in derselben Kommunikationsgemeinschaft geht. Eine BS-Definition, die primär von der Sprachgemeinschaft ausginge, und nur sekundär eine weitgehende Ähnlichkeit der verbalen Codes postuliert, hätte hier möglicherweise weniger Schwierigkeiten.

Letztendlich wäre für ein Werk, das sich als soziolinguistisch versteht, sowie so eher eine Definition, die die Sprecher statt der Sprache ins Zentrum rückt, angemessener. Dies findet auch Bunčić, der p. 53 erwägt, BS über den Begriff der Sprachgemeinschaft zu definieren. Er nimmt allerdings Abstand von dieser Option, da, wie er darlegt, dieselbe Sprache in einem Land biskriptal, in einem anderen aber monoskriptal verfasst sein könne. Diesem Vorbehalt liegt eine Auffassung von Sprachgemeinschaft zugrunde – nämlich als alle Sprecher der Sprache X –, wie sie mit gutem Grunde von kaum einem Soziolinguisten je vertreten wurde. John J. Gumperz hat sich als erster um eine klare, soziolinguistisch fundierte Bestimmung des Begriffs der Sprachgemeinschaft bemüht. Seine Formel von 1968 zeigt sogleich, dass die BS zu den Eigenschaften gehört, die eine Sprachgemeinschaft mitbegründet, dass also Sprachgemeinschaft sehr wohl einer Definition von BS zugrundegelegt werden könnte: „Any human aggregate characterized by regular and frequent interaction by means of a shared body of verbal signs and set off from similar aggregates by significant differences in language usage.“<sup>3</sup> Zu den ‚differences in language usage‘ würde dann eben auch der Gebrauch zweier Schriften als ‚shared body of verbal signs‘ in einem erweiterten Sinne zählen. Damit wäre die biskriptale Sprachgemeinschaft des einen Landes etwa von der monoskriptalen Sprachgemeinschaft ‚selber Sprache‘ des anderen Landes zu unterscheiden. BS wäre dann der Gebrauch zweier Schriften in einer Sprachgemeinschaft, – und man bräuchte dabei noch nicht einmal mehr auf die Gleichheit der Sprache zu verweisen. Der weitere Vorbehalt, dass es Sprachgemeinschaften gäbe, in denen nur eine sehr kleine elitäre Gruppe überhaupt Schrift gebrauchte, will nicht recht überzeugen, da doch gerade die mitunter eben ungleichgewichtige Distribution von Schriftlichkeit innerhalb einer Sprachgemeinschaft relevante Einsichten in und wichtige Aufschlüsse über die Typologie von BS geben kann.

---

3 Gumperz, John J. The Speech Community. In: *International Encyclopedia of the Social Sciences*. New York 1968, p. 381–386, hier: p. 381.

Die Ausblendung der historischen Dynamik von BS, wie sie sich am deutlichsten in historischen Schriftwechseln manifestiert, verrät einen uneingestanden strukturalistischen Zugang zum Gegenstand mitsamt seiner Neigung zu binären, systemisch, d. h. außerhalb der Zeit konzipierten Begriffsoppositionen. Kapitel 3.2 dient denn auch vor allem der Ausarbeitung eines recht umfänglichen terminologischen Apparats, der in zwei Schichten zunächst privative, äquipollente und diasituative Kategorien unterscheidet, die dann ihrerseits in terminologische Untergruppen zerfallen. In die privative Klasse fallen diaphasische, diastratische, diamesische sowie mediale Unterschiede. Die äquipollente Klasse erfasst diatopische, ethnische und konfessionelle Unterschiede. Die diasituative Klasse ihrerseits zerfällt nun nicht in weitere Subkategorien. Vielmehr wird in ihr die Redekonstellation (hier die Situation, in der Schrift gewählt und angewendet wird) als ein eigener Phänomenbereich abgesondert, der allerdings seinerseits von zahlreichen Faktoren, die vornehmlich das Verhältnis zwischen Textautor und -leser erfassen, bestimmt wird. Angestrebt ist eine soziolinguistische Typologie, entsprechend darf man erwarten, dass die gewählten Begrifflichkeiten in erster Linie soziolinguistische Gegebenheiten widerspiegeln. Dies stimmt für die übergeordneten Klassen (privativ, äquipollent, diasituativ) allerdings nicht, auch wenn dies p. 66 behauptet wird. Das Ordnungsverfahren beruht hier auf rein formal-strukturellen Kriterien der Oppositionsbildung an sich. Auf den ersten Blick scheinen sich die Formklassen ‚privativ‘, ‚äquipollent‘, ‚diasituativ‘ zwar auf die drei soziolinguistischen Bereiche der Makrosoziologie im Inneren einer Gesellschaft (privativ) und zwischen Gesellschaften (äquipollent) sowie auf die Mikrosoziologie der unmittelbaren kommunikativen Situation (diasituativ) abbilden zu lassen, doch dürfte in der Sache kein Zusammenhang zwischen Oppositionstyp und soziolinguistischem Rahmen bestehen.

Ein weiteres grundlegendes Problem der typisierenden Etikettierung von biskriptalen Konstellationen ist, dass die betreffenden soziolinguistischen Merkmale nur zu oft auf eine Weise miteinander interagieren, dass es mitunter schwer auszumachen ist, welches Kriterium nun eigentlich ursächlich, primär und damit namengebend für eine zu typisierende Konstellation sei. So ist der Unterschied zwischen diamesischer Digraphie im mittelalterlichen Skandinavien (4.1.1.) und medialer Digraphie im frühmittelalterlichen Irland (4.1.2.) am Ende nur ein gradueller. In beiden Fällen gehen Medium und sozialer Abstand (diamesisches Kriterium) Hand in Hand und scheinen sich gegenseitig zu bedingen. Bei komplexerer Beleglage oder vielleicht auch nur bei eingehenderer Betrachtung ließe sich für beide Fälle vielleicht auch noch eine diaphasische und eine diastratische Komponente ausmachen. Die Inschriften in Runen- resp. Oghamalphabet scheinen durchweg persönlicher Art und daher diamesisch mit sozialer Nähe assoziiert. Sie werden überdies diastratisch eher von Angehörigen der breiten Bevölke-

rung als vom elitären Klerus verfertigt, und aus diaphasischer Perspektive dürfte sich zeigen lassen, dass das Genrespektrum von Steininschriften ein grundsätzlich anderes als das von pergamentenen Folianten ist. Die Frage, ob nun das Diamesische den Vorrang vor dem Medialen oder dem Diastratischen oder dem Diaphasischen hat, geht an der Sache letztlich vorbei. Sinnfälliger wäre es, die möglichen Wechselbeziehungen zwischen den Kategorien zu erfassen und zu einer erklärenden Phänomenologie auszuarbeiten, die die typischen Verflechtungen in kausale, sachgerechte Beziehungen zueinander setzt. Insbesondere für die Medialität scheint mir eine Entkoppelung von den anderen Kriterien kaum sinnvoll. Ich möchte vermuten, dass Texte in Stein eigentlich immer andere sind als solche, die in Büchern niedergeschrieben werden. Eine reine Medialität der Schriftwahl ließe aber erwarten, dass sich dieselben Texte (mit derselben Intention) sowohl auf Stein wie auf Pergament oder Papier nachweisen lassen, nur dass eben die Schrift abhängig vom Material eine andere ist. Selbst die Ogham-Schrift, deren Ursprung im Hauen und Hacken auf Stein einem regelrecht ins Auge springt, ist nicht an ihr ursprüngliches Medium gebunden, wie Bunčić selbst hervorhebt.

Für die Ogham- und Runen-Digraphie ergibt sich – wie auch für die Novgoroder Diorthographie (4.3.1.) – als weitere Frage von grundlegender Relevanz die der sozialen Distribution des Schriftgebrauchs. Inwieweit überschneiden sich die Kreise etwa der Ogham-Ritzer und der Lateinschreiber? Gibt es in diesen frühmittelalterlichen Gesellschaften – die in ihrer Mehrheit nach wie vor schriftlos gewesen sein dürften – Gruppen biskriptaler Individuen? Oder bestanden kaum mehr als allenfalls zufällige personelle Berührungen und Überschneidungen zwischen Ogham- und Lateinschriftnutzern, so dass von weitgehend unabhängigen Schriftsubkulturen auszugehen wäre. Für eine im eigentlichen Sinne soziolinguistische Typologie scheint mir dies eine Frage von zentraler Bedeutung. Hier zeigt sich sogleich auch die Schwierigkeit des vielfach historischen Fallmaterials, nämlich dass die soziale Einbettung von Schreibpraktiken oftmals nur indirekt und in Bruchstücken erschlossen werden kann. Dies führt das Fallbeispiel Luvisch (4.1.3.) mit aller Deutlichkeit vor Augen, für das aufgrund der dürftigen soziohistorischen Beleglage nicht auszumachen ist, ob es sich am Ende um mediale, diaphasische oder diastratische Digraphie handelt.

Die Fallstudien zu Poljica (4.1.4.) und Xiangnan Tuhua (4.1.5.) dehnen Fergusons klassische *high-low*-Dichotomie recht weit aus. Sowohl der Unterschied von Liturgie- vs. Profanschrift in Poljica wie auch der zwischen Männer- und Frauenschrift in der chinesischen Provinz Hunan werden unter die Opposition H-L subsumiert. Wo es im Falle der liturgischen Verwendung keiner Erklärung bedarf, was als H und was als L anzusehen sei, muss dies im Falle des geschlechtsabhängigen Schriftgebrauchs doch eigens begründet werden, indem p. 90 auf die



sozial untergeordnete Position von Frauen in Hunan hingewiesen wird, aus welcher sich die L-Wertigkeit der Frauenschrift *nu-shu* ergebe. Es geht wohl an, hinter Sakralitäts- und Geschlechtsunterschieden auch Wertigkeitshierarchien, die sich als H vs. L darstellen lassen, zu vermuten, doch sind die genannten Differenzen doch zu spezifisch, als dass sie sich hierin erschöpfen. Die H-L-Einteilung bezieht sich für gewöhnlich auf Klassen- oder Ständeunterschiede, sie bildet also primär die hierarchische Schichtung aller Mitglieder einer Gesellschaft ab, und nicht nur spezifischer Gruppen oder Gegenstände. Auch wenn Frauen in Hunan und anderswo als den Männern untergeordnet betrachtet werden, bilden sie doch noch lange keine Unterschicht, was allein eine Klassifikation als L rechtfertigen würde. Die Antwort auf die p. 90 gestellte Frage: „Do women form a specific stratum of society?“, muss mit Nein beantwortet werden, wo Stratum oder Schicht nicht seine spezifische historische Bedeutung verlieren soll. Was den Bereich des Sakralen betrifft, so ist dies zweifellos der Modellfall und Ausgangspunkt hierarchischen Denkens, das von dort nur zu oft in die Gesellschaft hineingetragen wurde, doch ist das Sakrale am Ende doch nicht im strikten Sinne sozial, da es über den Rahmen der Gesellschaft hinausweist.

Bedauerlich ist die Entscheidung Fälle von Zweischriftigkeit, bei der eine der Schriften rein symbolische Aufgaben wahrnimmt und damit eher dekorative Bedürfnisse erfülle, als dass sie zur Kommunikation verwendet werde, von der weiteren Betrachtung auszuschließen, da es sich hierbei nicht im eigentlichen Sinne um BS handle (p. 100). In der Sache ist dies schwer nachzuvollziehen, handelt es sich doch um ein faszinierendes soziolinguistisches Phänomen *sui generis*, ohne das eine Typologie des Schriftgebrauchs unvollständig bleibt. Auch ist diese Entscheidung nicht durch die eigene BS-Definition autorisiert, denn dort steht nun einmal nichts von einer Beschränkung auf den referentiell-kommunikativen Gebrauch von Schriften. Im hohen Maße kommunikativ, und zwar gerade auf der soziolinguistisch so immens relevanten expressiven Ebene ist der Gebrauch der Glagolica auf Handtaschen, Kneipenschildern und für Tätowierungen allemal. Die Entscheidung verrät abermals den primär an vorgeblichen Kernfunktionen von Sprache interessierten traditionellen Strukturalisten.

Nicht allen Fallstudien widerfährt dieselbe Andacht und Gründlichkeit. Da das Werk von einem Slavisten verfasst wurde, sind es naturgemäß die slavischen Situationen, vor allem klassische Fälle, wie die Diglyphie von traditioneller Kyrillica und *graždanskij šrift* im Russland des 18. Jahrhunderts, die besonders breit und detailreich behandelt werden. Je näher man dabei an das Material heranfährt und die Ausnahmen, Abweichungen und Sonderbedingungen in den Blick geraten, desto deutlicher zeigt sich die Schwierigkeit biskriptalen Situationen mit nur einem einzigen Etikett gerecht zu werden. In den breiter angelegten Fallstudien zeigt sich aber auch die Stärke der fallweisen Herangehensweise am



deutlichsten. Aus größerem Abstand betrachtet stellt sich die Situation nach Einführung des *graždanskij šrift* als diaphasische Diglyphie entlang des Merkmals [ $\pm$  religiös] dar. Kirchentexte werden in Kyrillica gedruckt, und weltliche eben in *graždanskij šrift*. Hierbei erweist sich sogleich wieder die sprachbezogene Definition von BS als erster Stolperstein. Als Nachwirkung der mittelalterlichen Diglossie sind religiöse Texte nach wie vor in erster Linie Kirchenslavisch, weltliche Texte aber zumeist Russisch verfasst. Wer Kirchenslavisch und Russisch für zwei verschiedene Sprachen hält, der wird hier nur Bilinguismus resp. Diglossie mit einer zusätzlichen glyphischen Komponente erkennen, aber keine Diglyphie. An anderer Stelle hat Bunčić daher zu zeigen versucht,<sup>4</sup> dass Kirchenslavisch und Russisch zur Zeit der Diglyphie als zwei Varietäten derselben Sprache wahrgenommen wurden, dass also endoglossische Diglossie vorlag. Aus der Perspektive der Sprachnutzer habe somit Einsprachigkeit, so wie sie für die BS-Definition erforderlich ist, vorgelegen. Besonders deutlich tritt diese Sprachauffassung in der Auflösung der Diglossie durch die Fusion beider Varietäten in der Drei-Stile-Lehre Lomonosovs vor Augen. Aus der Warte einer streng formbezogenen Definition bleibt das an sich richtige Argument jedoch strittig, da die Glyphie eben doch in prototypischer Weise an formal unterscheidbare Sprachformen gebunden erscheint, ob man nun diese als zweierlei Sprachen oder zwei Varietäten einer Sprache bezeichnet. Nur der Nachweis von Texten, die sich der strikten Kopplung von Glyphen und Varietät entziehen, vermag dieses Dilemma letztlich aufzulösen. Hierher gehört zunächst das panegyische Herrscherlob, dass sich des Kirchenslavischen als höchster Stillage bedient, aber aufgrund seines weltlichen Bezugs in *graždanskij šrift* wiedergegeben wird. Dem stehen auf der anderen Seite Schulfibeln für geistliche Lehranstalten gegenüber, die sich des Russischen als Sprache der Unterweisung bedienen, den religiösen Charakter aber im Gebrauch der traditionellen Kyrillica anzeigen. Es zeigt sich hier eine funktionale Scheidung von Schrift und Sprache, die zwar aufgrund ihrer inhaltlich-konzeptuellen Nähe zu weitgehenden Überschneidungen im Gebrauch führt, aber eben am Ende doch nicht dasselbe beinhaltet. Während die Glyphie im Grunde die alte diglossische Scheidung in sakral vs. profan weitertradiert (siehe auch das entsprechende Zitat aus Tönnies Fenne auf pp. 116–117), hat sich die Diglossie in Richtung einer stilistischen Unterscheidung in hohe, feierliche vs. neutrale, alltägliche Gegenstände verschoben. Allerdings lassen sich die vielen Zarendeckrete, die bei absoluter Textgleichheit bald in Kyrillica, bald in *graždanskij šrift* zirkulierten, nicht in

4 Bunčić, Daniel. „Diastratische Diglossie‘ im Russland des 18. Jahrhunderts oder: Wann wurde das Kirchenslavisch zur Fremdsprache?“ In: Dieser, Elena (Hg.): *Linguistische Beiträge zur Slavistik. XX. JungslavistInnentreffen in Würzburg, 22.–24. September 2011*. Leipzig 2015. pp. 29–45.

dieses Schema einfügen. Hier scheinen zum einen ganz handfeste, praktische Gründe der konsequenten Umsetzung der semiotischen Scheidung im Wege gestanden zu haben. Der hohe Druckbedarf führte zu Engpässen bei der Versorgung der Druckereien mit den neuen Schrifttypen der *graždanka*. Die funktionale Scheidung bleibt hiervon letztlich unberührt. Problematischer erscheint dagegen die alternative Annahme, dass der Kontext die Wahl der Glyphen in diesen Fällen bestimmt haben könnte. So zirkulierten Gesetzestexte etwa bei weltlichen ebenso wie bei geistlichen Behörden, und je nach Adressat entschied man sich, so die Vermutung, für den einen oder den anderen Glyphentyp. Ähnliches gilt für Predigten, die auf aktuelle politische Geschehnisse Bezug nehmen. Je nach der jeweiligen Umgebung, in der der betreffende Text zirkuliere, erfahre er eher eine weltliche oder eine eher geistliche Interpretation, was dann durch die entsprechende Glyphenwahl angezeigt werde. Nun sollte aber Diglyphie, die vom Kontext, i. e. vom Profil der Rezipienten, gesteuert wird, vielleicht eher als ‚diastatisch‘ resp. user-oriented denn als ‚diaphasisch‘ resp. use-oriented angesprochen werden. Bunčić löst dieses neuerliche Problem, indem er den Kontext zur Eigenschaft des Textes erklärt.<sup>5</sup> Ein im Wortlaut identischer Text sei wahlweise religiös oder weltlich, je nachdem von wem er wo gelesen wird. Das Argument hat viel für sich, nur verwischt es auch den Unterschied zwischen ‚diastatisch‘ und ‚diaphasisch‘ und stellt damit die begrifflichen Grundlagen der Typologie in Frage. Engpässe in der Verfügbarkeit von Schrifttypen scheinen mir am Ende doch die geeignetere, da gemütlichere Erklärung zu bieten. Bei der als Beleg für die semiotische Verteilung der Schrifttypen angeführten politischen Predigt Simon Todorskijs, *Božie osobennoe blagoslovenie* von 1745 hängt die Glyphenwahl erkennbar mit dem Druckort zusammen. Die Moskauer Synodaldruckerei veröffentlichte die Predigt in Kyrillica, während sich die Druckerei der Akademie der Wissenschaften der *graždanka* bediente. Eine naheliegende Vermutung ist, dass die Wahl der Glyphen hier am Ende doch von der Verfügbarkeit der Drucktypen in den jeweiligen Druckereien bestimmt wurde.

Eine eingehende Behandlung erfährt schließlich die Situation in Novgorod, die als mediale Diorthographie eingestuft wird. Ausgangspunkt ist dabei die durch Zaliznjak endgültig etablierte Auffassung eines Unterschieds zwischen einer *standartnaja* oder *knižnaja* genannten Orthographie der Pergamenthandschriften gegenüber einer *bytovaja* genannten Orthographie der Birkenrindeninschriften. Diese Auffassung versteht sich als Zurückweisung der älteren Interpretation, dass die Graphie der Birkenrindeninschriften von mangelnder Bildung zeuge. Dieser älteren Auffassung zufolge gäbe es nur eine Orthographie, die mal

---

5 Bunčić (wie Fußnote 4) 41.

mehr, mal weniger kompetent angewendet worden wäre. Von Diorthographie wäre also keine Rede. Doch stehen sich in Novgorod wirklich zwei vollständig gleichwertige, konkurrierende Orthographien gegenüber, die jeweils anderen fixen Regeln folgen? Ein Blick in die Schreibpraxis der Birkenrindeninschriften zeigt eher ein Agglomerat verschiedener individueller Lösungen für dasselbe Problem, nämlich die Wiedergabe der halboffenen Vokale [e] und [o] durch die verfügbaren Vokalzeichen {e, ѣ, ѥ}, resp. {o, ѡ}, die allem Anschein nach sehr ähnliche Lesewerte hatten. In der Masse der in *bytovaja* verfassten Birkenrindeninschriften finden sich im Wesentlichen zwei individuelle Lösungen, mit dem Buchstabenüberangebot umzugehen: (a) regelfreier *promiscue*-Gebrauch vs. (b) Eliminierung redundanter Buchstaben (wie z.B. in der berühmten Inschrift NG 531). Ein einheitliches orthographisches System liegt hier m.E. nicht vor. Vielmehr gewinnt man den Eindruck, dass die Autoren von Birkenrindeninschriften schreiben auf eine andere Art lernten, als die Kopisten liturgischer Handschriften. Wo letztere zweifelsohne eine auf Traditionswahrung gerichtete normative orthographische Schulung durchlaufen haben dürften, in der die exakte visuelle Reproduktion originaler Schriftbilder im Vordergrund stand, scheint es sich bei der *bytovaja* Praxis um eine rein pragmatische Aneignung von Buchstaben zu handeln, mit denen man *ad hoc* gesprochene Sprache fixierte. Wo man also im *knižnaja* Modus falsch oder richtig schreiben konnte, war dies im *bytovaja* Modus eigentlich nicht möglich, da er über die spontane phonetische Verschriftung hinaus keine Normen zur einheitlichen Wiedergabe jedes einzelnen Wortes vorsah. Hier stehen sich m.E. nicht Orthographien, sondern zwei verschiedene Modi resp. Verfahren des Schriftgebrauchs gegenüber. Es geht also nicht um einen Bildungsunterschied, wie man ihn vor Zaliznjak aus dem eigenen Klassenvorurteil nur zu gerne bereit war anzunehmen, sondern um einen Ausbildungsunterschied. Der traditionsbildende orthographische Modus war, so meine Vermutung, den wenigen Personen vorbehalten, denen die Reproduktion liturgischer Bücher oblag. Die *knižnaja* genannte Orthographie war enges Spezialistenwissen und eben kein allgemeines Bildungsgut. Dies erklärt auch, warum manche Geistlichen und andere Personen hohen Standes, wie pp. 135–136 eigens hervorgehoben wird, *bytovaja* schrieben. Bunčić unterstellt, dass die nämlichen Personen, hätten sie eine Handschrift zu schreiben, die *knižnaja* angewandt hätten. Doch können wir das natürlich nicht wissen. Mir scheint es sinnfälliger anzunehmen, dass Geistliche, die *bytovaja* verwendeten, dies taten, weil sie keine ausgedehnte Erfahrung als Kopisten haben aufbauen können. Was wie eine mediale Scheidung in eine Pergament- und in eine Birkenrindenorthographie aussieht, scheint daher am Ende doch mehr mit dem Genre (diaphasisch) und dem Anwenderkreis (diastatisch?) zu tun zu haben. Auch stellt sich hier ein weiteres Mal die Frage, inwieweit der in Novgorod doch sehr deutlich ausgepräg-

te Unterschied zwischen Kirchensprache und Umgangssprache nicht doch primär als Diglossie behandelt werden sollte.

Als Klassiker des BS darf die Konkurrenz von Kyrillica und Latinica in Jugoslawien, die Bunčić in Kapitel 4.7 als Bigraphismus bespricht, natürlich nicht ausgespart werden. Die historischen Hintergründe für die Verrechtlichung des Gebrauchs beider Alphabete, wie sie 1918 in der Gleichberechtigungsformel erstmals verabschiedet wurde, sind nur zu gut aus der repressiven Sprachpolitik der späten K. u. K Administration zu verstehen (die im späteren NDH-Staat eine kurzzeitige Neuauflage erfuhr). Weniger begreiflich erscheint hingegen die bizarre Umsetzung der gesetzlichen Gleichberechtigung in Quotenregelungen, wie sie pp. 231–233 anhand der Druckpraxis vorgeführt wird. So wechselten sich in der Zeitschrift *Oslobođenje* Latinica und Kyrillica mit jedem Seitenwechsel ab. Die eigentliche Absicht hierhinter war wohl, durch die allgemeine Präsenz beider Schriften auf Dauer die nationalen Unterschiede einzuebnen, indem beide Schriften zum Gemeingut aller Jugoslawen werden sollten. Die Maßnahme griff jedoch nicht. Die tradierte nationale Zugehörigkeit der Alphabete blieb Teil des kulturellen Gedächtnisses und nahm schließlich im Bosnienkonflikt als Alphabetkrieg im öffentlichen Raum manifeste Form an (namentlich durch die Unkenntlichmachung von Aufschriften in ‚Feindesschrift‘). Es scheint nahezu ein Lehrstück in Multikulturalismus, die dessen inhärente Konflikthaftigkeit plastisch vor Augen führt. Der gute Glaube, durch technisch akkurate Administration (kulturelle) Gerechtigkeit erzeugen zu können, entpuppte sich am Ende als Treibmittel von Eifersucht und Anspruchsdenken. Gerade durch die Quotierung von Kyrillica und Latinica konnte sich erst der Eindruck einer Konkurrenz um knappe Ressourcen als maßgebliche Voraussetzung für den bevorstehenden Verteilungskampf verdichten. Wo zuvor Latinica und Kyrillica unverbunden im selben kulturellen Raum nebeneinanderstanden, wird durch die Quotierung der Eindruck erweckt, als sei jede Seite in Latinica eine Seite weniger für die Kyrillica, so als gäbe es nur eine vorab festgelegte endliche Anzahl von bedruckbaren Seiten in ganz Jugoslawien.

In dem der eigentlichen Zusammenfassung vorausgehenden Kapitel 5 „Diachronic observations“ werden allgemeine Tendenzen aus den Fallstudien herausgelesen. Da ist zunächst die gewiss universell gültige Beobachtung, dass biskriptale Situationen jeder Art eine Neigung haben, durch Zuschreibung soziokultureller Merkmale aus der Sprachgemeinschaft heraus semiotisiert zu werden. Die zweite verallgemeinernde Beobachtung identifiziert soziokulturelle und politische Macht und Dominanz als den Schriftgebrauch strukturierenden Faktor, der biskriptalen Konstellationen oft eine homogenisierende Dynamik verleiht, durchaus aber auch Heterogenität herbeizuführen vermag. Als Beispiel für letzteres wird auf eine vermeintliche Sprachpolitik des *divide et impera* verwiesen (pp. 332–233), die wieder-

holt als Erklärungsansatz für sowjetische Sprachplanungsmaßnahmen erhalten musste. Demnach sei Sprach- und Schriftpartikularismus oft genug eine wohl bewusste Strategie, ethnokulturellen Widerstand daran zu hindern, eine in Bezug auf die Machtbalance im Staat kritische Masse erreichen zu können. Wenn man einmal davon absieht, dass der Erklärungsansatz sich gerade im Falle der Sowjetunion nicht dokumentarisch untermauern lässt, scheint er mir auch wenig geeignet, alle Sprachplanungsmaßnahmen in der Sowjetunion, die kleinteilige Differenzierungen zur Folge hatten, angemessen zu erklären. Man wird wohl kaum ernsthaft annehmen wollen, dass diejenigen Sprachplaner, die die Teilung des Marischen durch eine Hügelmarische und eine Wiesenmarische Orthographie betrieben (p. 333), dies vor dem Hintergrund einer drohenden großmarischen Revolte taten. Gerade bei den Klein- und Kleinstsprachen der Sowjetunion ist orthographische Feinstdifferenzierung jedoch die Regel. Doch hat dies nichts mit kritischen Machtverhältnissen zu tun. Vielmehr ist hier eine Kombination aus philologischer Pedanterie und Übereifer einerseits und den oft vehementen Protesten von Seiten lokaler Untergruppen der betreffenden Sprachethnie andererseits am Werk, die sich in für gewöhnlich am Anfang der Verschriftung stehenden Einheitsorthographien nicht wiedererkennen können und wollen.

Meine recht ausführlich geratenen, oft kritischen Betrachtungen lassen bereits erkennen, dass das Buch viel Diskussionsstoff bietet. Dies ist eher ein positives denn ein negatives Zeichen. Es zeugt von dem Mut des Hauptautors und seiner Begleiter, vollkommen neue Wege zu beschreiten. Dass dabei nicht mit einem Mal alles bis ins Letzte stimmig sein kann, sollte selbstverständlich sein. Das, was bei der Erschließung eines neuen Forschungsgegenstands erreicht werden kann, wurde erreicht, nämlich Leser wie den Rezensenten zur Auseinandersetzung mit dem neuen Gegenstand anzuregen. Darüber hinaus besticht das Werk durch seine profunde Sachkenntnis und seine Liebe zum Detail, die es fast zu einer Enzyklopädie des Biskriptalismus werden lassen. Die zahlreichen Abbildungen, die den Text begleiten, lassen die Lektüre zu einem durchaus auch sinnlichen Vergnügen werden. Die erstaunliche Fülle der besprochenen Einzelfälle erweist sich als wahre Fundgrube für Kuriositäten, ergibt aber darüber hinaus ein umfassendes und realistisches Gesamtbild der Vielfalt biskriptaler Konstellationen.